

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 65=85 (1919)

Heft: 50

Artikel: Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier (Schluss)

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-35365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LXV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXXV. Jahrgang.

Nr. 50

Basel, 20. Dezember

1919

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich Fr. 7.—; durch die Post Fr. 7.20. — Bestellungen direkt an **Bruno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung in Basel.** — Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 50 Cts. die ein-spaltige Petitzeile. — Nachdruck nur mit ausführlicher Quellenangabe gestattet.
Redaktion: Karl Schwabe in Basel.

Inhalt: Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier. (Schluß) — Der Flugzeugbeobachter. (Fortsetzung) — Abrüstung und freiwillige Tätigkeit. — Bücherbesprechungen.

Unstimmigkeiten im deutschen Hauptquartier.

(Schluß.)

Aus diesen Anschauungen heraus, über deren Berechtigung und Zutreffnis man natürlich verschiedener Meinung sein kann, befürwortete Tirpitz nicht etwa einen Kreuzerrieg auf hoher See, denn hiefür war die eigene Schiffszahl zu klein und der Gegner zu zahlreich, sondern eine zielbewußte Ausfalltaktik in der Nordsee und im Kanal unter geschickter Anlehnung an die eigenen Minensperren und festen Stützpunkte. Er erwartete hieraus eine numerische Schwächung des Gegners, wenn nicht eine definitive Sprengung so doch eine starke Lockerung der feindlichen Blockade und unter allen Umständen eine Erhöhung des eigenen Prestige. Allerdings sollte diese Ausfalltaktik mit ganzer Kraft geführt werden und nicht mit einem tropfenweisen Einsatz, wie es in Wirklichkeit geschehen ist. „Der Schlieffensche Plan, Frankreich über Belgien anzugreifen, war an sich wohl geeignet, die erste Lebensgefahr von Deutschland abzuwenden. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob der mir bis zum Kriegsausbruch unbekannt gebliebene Plan bei der zunehmenden kriegstechnischen Entwicklung zum Grabenkampf und angesichts unserer politischen Weltlage unbedingt richtig war. Jedenfalls hätte er von solchen ausgeführt werden müssen, welche das Genie besaßen, eine so riesenhafte Operation bei den naturgemäß eintretenden Zwischenfällen voll zu beherrschen. Für die ungeheure Umgebungsbeziehung konnte unsere Heeresleitung den Sicherheitskoeffizienten gar nicht reichlich genug bemessen; sie hat ihn aber zu knapp genommen. . . Dazu kam die Unterschätzung der britischen Armee, die man sich in unserem Publikum immer noch gern in der Art der Aldershot-Tommies mit Mützen und Spazierstock vorstellte. Als ich nach Kriegsausbruch den Generalstabschef warnte, diese Truppe, die gewissermaßen aus lauter Sergeanten bestände, zu leicht zu bewerten, antwortete er: „Die arretieren wir.“ Er sah bei dieser Hoffnung wohl noch nicht voraus, daß er in den kritischen Tagen Veranlassung haben würde, zwei Armeekorps für die Ostfront gerade vom rechten Flügel herauszuziehen. Noch im Spätherbst 1914 begegnete ich im Großen Hauptquartier Zweifeln an dem Ernst der neuen Kitchenerarmeen. Im August 1914 schrieb ich aus Koblenz: „Die

Schwierigkeiten kommen erst, wenn die Armee glaubt über den Berg zu sein. Es erschien mir damals vor allem wichtig, die englischen Etappenlinien zu durchschneiden und nach Calais zu kommen. Alles übrige wäre uns leichter gefallen, wenn wir erst die Engländer durch Abschneiden von den Kanalhäfen gezwungen hätten, die Ueber-schiffung nach Cherbourg oder gar nach Brest vorzunehmen, also über den Atlantik statt über eine Binnensee, was dem Krieg in Frankreich ein anderes Gesicht gegeben hätte. Ich habe Moltke vergeblich hiezu gedrängt, und auch der Feld-marschall von der Goltz, der meinen Standpunkt teilte, drang nicht durch. Auf die Entschließungen Falkenhayns konnte ich keinen Einfluß gewinnen. Mein Wunsch, die englische Etappenlinie zu durch-schneiden, wäre von der See aus nach meiner Ansicht nur durch eine Seeschlacht der Hochseeflotte aus-führbar geworden, nicht durch alleiniges Vorstoßen der leichten Streitkräfte. Bei meinem Drängen nach Betätigung der Flotte war dies nur ein Teil-gesichtspunkt. Seine nachträgliche Bestätigung gibt in diesem Augenblick (Anfang 1919) Lord Haldane, der Zeitungsmeldungen zufolge, in einem Brief an die „Times“ es als Fehler der deutschen Strategie bezeichnet, daß „sie zögerte, sofort von ihren Ubooten und Torpedobooten Gebrauch zu machen, um den Transport der britischen Armee nach ihrer Mobilisierung am Morgen des 3. August zu verhindern.“ Hätten wir dies planmäßig vor-bereitet, und dann versucht, so wäre zweifellos die englische Hochseeflotte erschienen, und die See-schlacht hätte sich dann, je früher desto besser, entwickelt.“

Jedenfalls spricht aus diesen Äußerungen ein starkes Selbstgefühl und Vertrauen auf die Schlag-fähigkeit der deutschen Flotte, dessen Aufrichtigkeit zu bezweifeln man nicht das Recht hat. Um so näher liegt daher die Frage, warum dieses Vertrauen von maßgebender Seite her nicht honoriert worden ist? Allem nach scheinen hier drei Faktoren mit-gesprochen zu haben. Einmal die Persönlichkeit und Mentalität des Kaisers, der über die Verwend-ung der Seestreitkräfte höchst persönlich und selbst befinden wollte, sich aber nie zu einem durch-greifenden Entschlusse durchzuringen vermochte. Sodann eine gänzlich unzulängliche Umschreibung der Kompetenzen der obersten Marinebehörden unter sich und gegenüber der politischen und mili-

tärischen Oberleitung, so daß ein reibungsloses Zusammenarbeiten und ein gegenseitiges Zusammengehen namentlich zwischen General- und Admiralstab ungebührlich erschwert war. In letzter Linie aber nicht zuletzt an Beeinflussung die ungleich stärkere Bewertung des Landkrieges, die die gesamte militärische Leitung beherrschte und zu der Anschauung verführte, daß der Gegner vornehmlich mit Landkriegsmitteln niedergedrungen werden könnte. Hiefür bieten sich in dem Buche nachfolgende bezeichnende Stellen.

„Die Armee hatte bis dahin (d. h. bis nach der ersten Marneschlacht) nur ein einziger Gedanke beseelt; Cannae. Im Erschöpfungskrieg aber mußte die Uebermacht des Feindes dank seiner Seeherrschaft immer stärker zum Tragen kommen. Alle Landsiege versickerten in der beispiellos ungünstigen Gesamtlage Deutschlands. Eingekeilt zwischen Landfeinde, konnten wir uns nicht allein dadurch retten, daß wir uns wie ein Igel rings unangreifbar machten. Denn unsere Lebensfäden liefen über See. Darum konnten uns nur größte Kühnheit und Geschlossenheit retten. Auch der Landkrieg mußte sich dem Gesamtziel eingliedern. Nach der Marneschlacht mußte die Armee umlernen. Die damalige oberste Heeresleitung ließ das Suchen nach großen Endzielen vermissen. Hindenburg und Ludendorff aber, welche 1915 die Vernichtung der russischen Armee durch Ueberflügelung von Kowno her in Aussicht stellten und deshalb mit dem Frontalangriff von Gorlice her nicht übereinstimmten, durften ihren Kriegsplan nicht ausführen. Wenn er glückte, wäre ihre Stellung gegenüber dem Hauptquartier freilich eine überragende geworden.“

„Mit Recht schreibt das Volksgefühl nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann Bismarck das Hauptverdienst an den gewonnenen Kriegen zu, welche uns frei, einig und wohlhabend gemacht haben. Solange unser Volk gesund und treu, unsere Wehrkraft unüberwindlich war wie in den ersten Jahren des Weltkrieges, hatte die Staatskunst politische, militärische und maritime Handhaben genug, um aus dem Krieg gegen England, in welchen sie hineingeraten war, mit Ehren wieder herauszukommen. Die Armee, die in ihrem Sondergebiet nicht darauf gedrillt war, England zu bekämpfen, unterschätzte diesen für sie, sozusagen unangreifbaren Gegner. Ich war als Schwarzseher verschrien und im „Lion d'Or“ zu Charleville ging die Rede: „Es ist kein Offizier im Großen Hauptquartier, der nicht glaubt, daß der Krieg vor dem 1. April 1915 zu Ende geht, außer dem Herrn Staatssekretär der Marine.“ In der angelsächsischen Welt wurde ich als ein Gegner angesehen, dessen Isolierung innerhalb der deutschen Reichsleitung mit Befriedigung verzeichnet wurde. Denn dies begreifliche Vorwalten festländischer Gesichtspunkte bei der Armee wäre ungefährlich geblieben, wenn nur der Kanzler mit mir ging. Ohne richtige Politik, welche die maritime Lage mitberücksichtigte, war der Krieg auch militärisch nicht zu gewinnen. Wenn aber der Kanzler das Wesen des Weltkrieges begriffen hätte, wäre auch die Armee willig gewesen, den englischen Etappenlinien gleich zu Anfang des Feldzuges eine größere Bedeutung beizumessen.“

„Bei Ausbruch des Krieges war ich überrascht, zu erfahren, daß der mir geheim gehaltene Operationsplan der Marine nicht vorher mit der Armee

vereinbart worden war. Die Armee ging von der für sie wohl erklärlichen Auffassung der Seekriegsführung und überhaupt des Krieges gegen England als einer Nebensache aus. Deshalb hätte es einer vor dem Krieg unter Vorsitz des Reichskanzlers vorzunehmenden Aufstellung eines Einheitsplanes für einen Dreifrontenkrieg oder Weltkrieg bedurft. Eine solche Besprechung war aber, wie früher bemerkt, unterblieben. Nur eine einheitliche oberste Seekriegsleitung hätte die Autorität besessen, um während des Krieges selbst das in der Marine angesammelte größere Maß an Kenntnis und Urteil über die Macht Englands zur Geltung zu bringen; eine solche oberste Seekriegsleitung aber wurde nicht geschaffen.“

„Die Verfassung, in der lediglich der Reichskanzler politisch verantwortlich ist, macht mich (den Staatssekretär der Marine) praktisch machtlos, wenn es sich nicht um Ressortfragen handelt, und die gibt es im Kriege nicht. Generalstab und Admiralstab sind die Heeresleitung und unterstehen direkt dem Kaiser. Letzterer will den Marinekrieg so haben, wie er geführt wird und nicht anders.“

Am einschneidendsten sind offenbar die Differenzen gewesen, die wegen des Unterseebootkrieges und der Art und Weise seiner Führung entstanden sind. Auch hier sind es reichlich politische Momente gewesen, die mitgespielt haben, ein erneuter Beweis dafür, wie vielfach Politik und Heerführung ineinander übergreifen und eine reinliche und glatte Scheidung der Kompetenzen und Verantwortlichkeiten fast ausgeschlossen erscheint. Die Differenzen und politischen Reibungspunkte ergaben sich schon, ehe der Unterseebootkrieg überhaupt eröffnet wurde. „Schon vom Beginn des November (1914) ab hatten bei den leitenden Marinebehörden Erörterungen über einen etwaigen Unterseebootkrieg eingesetzt. Am 7. November 1914 stellte der Chef des Admiralstabes den Entwurf einer Unterseeboots-Blockadeerklärung der ganzen Küsten Großbritanniens und Irlands zur Erörterung. Ich machte darauf aufmerksam, daß bei der Neuheit der Waffe die U-bootsblockade völkerrechtlich bisher nicht behandelt wäre. Den Zeitpunkt für die Blockadeerklärung dürfe man nicht früher wählen, als bis eine einigermaßen hinreichende Anzahl von U-booten zur Stelle wäre. Es schien mir fraglich, ob nicht besser der kommandierende Admiral des Marinekorps in Flandern die Blockadeerklärung ausspräche, damit nicht Kaiser und Regierung in dieser Angelegenheit festgelegt würden. „Die Blockade von ganz England, so schloß mein kurzes Votum, klingt zu sehr nach Bluff, Blockade zunächst der Themse scheint mir besser. Ich hielt es für richtiger, erst einmal im Kleinen anzufangen und zu sehen, wie die Dinge militärisch und politisch laufen würden. Eine solche Beschränkung hätte unseren Mitteln besser entsprochen und die Welt allmählich an den neuen Sperrgedanken gewöhnt. Wir hätten Amerika geschont, insbesondere die stets auf Liverpool fahrenden atlantischen Passagierdampfer nicht berührt und so die Gefahr verringert!“

Schon diese Vorschläge wurden nicht gehört, ebensowenig der Rat, sich mit dem Generalstabschef des Feldheeres, damals schon Falkenhayn, ins Benehmen zu setzen und sich seiner Zustimmung zu versichern. Es war daher unausweich-

lich, daß sich im Laufe der Ereignisse die Differenzen noch verschärfen und zuspitzen mußten. Das geschah, als man höheren Ortes an dem bereits beschlossenen Unterseebootskrieg nicht mehr festhalten wollte und Einschränkungen desselben diktierte. Hiegegen nahm nun Tirpitz scharf Stellung, denn er sah hierin ein das Ansehen Deutschlands schwächendes Nachgeben. Er wurde hiebei auch von Falkenhayn unterstützt, der sich über die Frage ungefähr mit folgenden Worten äußerte: „Wir sind alle darüber einig, daß England bis zur Entscheidung kämpfen will. Die Entscheidung liegt im Besitz Belgiens. Geben wir Belgien heraus, so sind wir verloren. Ich habe mich für den U-bootskrieg entschieden und rechne bestimmt auf seine Ausführung. Ich werde mich voll für ihn einsetzen und ihn durchsetzen.“ Tirpitz selbst schrieb in einer im Februar 1916 dem Chef des Generalstabes eingereichten Denkschrift über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit des Unterseebootkrieges: „Unbedingt notwendig ist die alsbaldige und rücksichtslose Einsetzung der U-bootswaffe. Ein längeres Hinausschieben des ungehemmten U-bootskrieges würde England Zeit zu weiteren militärischen und wirtschaftlichen Abwehrmaßnahmen lassen, würde unsere Verluste später nur erhöhen und den baldigen Erfolg in Frage stellen. Je eher die U-bootswaffe eingesetzt wird, desto eher wird der Erfolg eintreten, desto rascher und energischer wird Englands Hoffnung, uns durch einen Erschöpfungskrieg niederzuringen, vereitelt werden. Mit England ist aber auch der Koalition unserer Gegner das Rückgrat gebrochen.“

Wie im Großen Hauptquartier über die Ausführbarkeit umfangreicher amerikanischer Truppen Transporte und deren Bekämpfung gedacht worden ist, ist leider weder aus den „Erinnerungen“ noch aus den angehängten „Kriegsbriefen“ zu ersehen. Es wäre das eine der interessantesten Fragen, zumal in den bis heute erschienenen Denkwürdigkeiten gerade hierüber am wenigsten Auskunft zu erhalten ist. Zudem hätte gerade mit Tirpitz auf ein gewichtiges fachmännisches Urteil abgestellt werden können. Daß er sich hierüber vollständig ausschweigt, kann seinen Grund allerdings darin haben, daß die „Kriegsbriefe“ mit dem 27. August 1915 abschließen und der Rücktritt vom Amte schon lange vor der Kriegserklärung der Vereinigten Staaten vollzogene Tatsache war. Nur einmal findet sich die Andeutung, daß im Frühjahr 1916 die Wahrscheinlichkeit, daß Amerika Truppen herüberbrachte, viel geringer gewesen sei als ein Jahr später. „Einmal hätte die stärkere Wirkung des U-bootskrieges auf den feindlichen Frachtraum im Jahre 1916 auch die Entfaltungsmöglichkeiten für amerikanische Heereskraft von vornherein beschränkt. Sodann aber war Amerika damals zum Eintritt in den Krieg gegen uns innerlich noch nicht reif.“ Dabei wird so nebenbei auch zugegeben, daß neben anderen auch die deutsche Heeresleitung von dem gewaltigen amerikanischen Truppenaufgebot überrascht worden ist.

Selbstverständlich enthalten die „Erinnerungen“ sonst noch manches, das gelesen zu werden verdient. So eine Beurteilung der Seeschlacht am Skagerrak und Anschauungen über den Eintritt in den Krieg und die Kriegsnotwendigkeit überhaupt. Doch ist hierauf hier nicht mehr einzutreten, denn das waren Unstimmigkeiten, die schon lange vor dem Kriege

vorhanden gewesen sind. Worauf es uns ankam war, jenen Differenzen nachzugehen, die während des Kriegsverlaufes entstanden sind und auf die Führung des Land- wie des Seekrieges empfindlicher eingewirkt haben, als das während des Krieges selbst in die Erscheinung getreten ist. t.

Der Flugzeugbeobachter.

Von H. Voorwalt,
niederländischer Oberlieutenant der Infanterie.

(Fortsetzung.)

ad 2. Photographie.

Die Photographie aus der Luft verschafft dem Armeeführer die Kenntnis des Gefechtsfeldes im weitesten Sinne. Dadurch, daß von Tag zu Tag Aufnahmen gemacht werden vom Fortschreiten der Zerstörung feindlicher Maschinengewehr-, Artillerie- und Infanteriestellungen, werden sichere Anhaltspunkte gewonnen für den richtigen Zeitpunkt, auf den der Infanteriesturm mit Aussicht auf Erfolg angesetzt werden kann. Ebenso vorteilhaft scheint es zu sein, mittelst Photographie die Stellen festzulegen, wo sich durch Geschosse mit großer Minenwirkung Trichter gebildet haben, zum Zwecke, diese zum Vortragen des Angriffs zu benützen. Das Flugzeug mit der Kamera ist vor allem im Grabenkrieg eine unentbehrliche Hilfe, ohne welche die Führung dieses Krieges nicht möglich ist.

Die Photographie aus der Luft hat denn auch in diesem Kriege einen gewaltigen Aufschwung genommen. Das Steigvermögen der gegenwärtig allgemein im Gebrauch stehenden Typen von Erkundungsflugzeugen (welche bei den verschiedenen Kriegführenden nicht weit auseinandergehen) gestattet die Aufnahme von Photographien oberhalb des Wirkungsfeuers der Fliegerabwehrgeschütze nicht. Obwohl die Zahl der Treffer, sowohl beim Tief- wie beim Hochfliegen, sehr gering ist, ist es unter den gegenwärtigen Verhältnissen erwünscht, da Geschütz, Geschosse und Richtmittel immer mehr vervollkommen werden, bei der Aufnahme durch starke Artillerie geschützter Punkte nicht tiefer zu fliegen als 5500 bis 6000 Meter. Die Notwendigkeit, stets höher steigen zu müssen, um außer dem Bereiche der Abwehrgeschütze zu bleiben, hat zum Gebrauch von Objektiven mit immer größer werdenden Brennweiten geführt, weil das Bild, wenn es dem gewünschten Zweck entsprechen soll, in genügend großem Maßstabe bleiben muß.

Dabei ist es allerdings nicht möglich, Objektive von jeder Größe und mit jeder gewünschten Brennweite herzustellen, während die Handlichkeit der Kamera ein Punkt von ebenso großer Wichtigkeit ist.

Die Erfahrung lehrt denn auch, daß Kameras von großen Dimensionen, z. B. die in der englischen Armee im Gebrauch stehende Kamera für Platten von 17×21 inches (1 inch = 2,54 cm), nicht so häufig verwendet werden als die vom Normaltypus 4×5 inches mit einem Objektiv von $10\frac{1}{2}$ inches Brennweite, weil bei diesem Typ ein Wechselmagazin für 18 Platten vorhanden ist, während bei der Kamera 17×21 wegen ihrer großen Dimensionen der Gebrauch eines Magazins nicht möglich ist.

Für die Photographie aus der Luft sind die besten Anastigmaten nötig, d. h. Objektive von sehr